

DER SPIEGEL

Nr. 37/12.9.11

Deutschland: 4,- €



SCHWEIZ

Das Kreuz mit
dem Franken



Der Straßenkampf

RÜPEL-REPUBLIK DEUTSCHLAND

www.spiegel.de

SCHWEIZ

Almrausch und Höhenkoller

Die Schuldenkrise in den Euro-Staaten beschert den Eidgenossen einen überbewerteten Franken und schmerzliche Einsichten: Die Probleme der Europäischen Union gefährden den Wohlstand und den sozialen Frieden zwischen Bodensee und Genfer See.

Sie sind Grenzgänger und kommen nicht der schönen Landschaft wegen. Sie wollen raus aus der Euro-Zone und rein in die Schweiz. Stundenweise oder für länger, manche für immer.

An der 1855 Kilometer langen Außengrenze zählen sie zur Dauerkundschaft eidgenössischer Zöllner: Deutsche, die am niedrigstbesteuerten Schweizer Bodensee-Ufer siedeln. Franzosen, die als Gastarbeiter gutes Geld machen in den Fabriken für Luxusuhren am Genfer See. Und Italiener, die Ersparnisse aus dem Berlusconi-Reich auf Bankkonten ins Tessin hinüberretten.

Schon lange galt die Schweizer Landeswährung als Alternative zum Goldbarren. Aber seit dem 9. August, als abends verlautbart wurde, der Franken habe nun erstmals den Wert des Euro erreicht, erschien die Eidgenossenschaft endgültig als der wohl sicherste Hafen für Anleger in stürmischer Zeit.

Der Franken war bis August binnen 15 Monaten um fast 30 Prozent im Wert gestiegen. Das hatte wenig mit den Empfehlungen internationaler Analysten zu tun. Angesichts der Gefahr, die Europäische Währungsunion könne unter den Schuldenbergen ihrer Mitglieder zusammenbrechen, empfahlen Banker ihren Kunden, in Währungen stabiler Länder zu investieren: in den japanischen Yen, die Kronen Schwedens und Norwegens, den kanadischen und den australischen Dollar – und eben in den Schweizer Franken.

Der anschwellende Kapitalfluss verteuerte den Franken – ein Effekt, der durchaus Vorteile hat: Die Zinsen sind tief, Importe billiger zu haben, die Kaufkraft einheimischer Investoren im Ausland steigt. Die Nachteile aber wiegen schwer, denn es leidet der Export: Die Erlöse in Euro oder Dollar bleiben gleich, aber die Gewinnmargen sinken. So geschehen in der Schweiz. Besonders traf es neben Exportwirtschaft und Fremdenverkehrsindustrie die mittelständischen Firmen – weil sie ihre Produktion nicht ins Ausland verlegen können. Und: Die Schweizer führen nun mit ihren starken Franken zum Einkaufen in die billigeren Nachbarländer.

Bereits im Sommer listete der Einzelhandel Milliardenverluste auf. Der Arbeitgeberpräsident forderte Arbeitszeit-



Nationalbankpräsident Hildebrand

verlängerungen bei gleichem Lohn, und Spezialisten rechneten schon den Einbruch beim Wirtschaftswachstum vor.

Nach mehreren misslungenen Interventionen und saftigen Verlusten von 30 Milliarden Franken seit Januar 2010 sprach die Schweizerische Nationalbank in Person ihres Präsidenten Philipp Hildebrand am vergangenen Dienstag ein Machtwort: Die „akute Bedrohung“ für die heimische Wirtschaft erzwingt Maßnahmen – man wolle ab sofort einen Mindestkurs von 1,20 Franken für den Euro „mit aller Konsequenz durchsetzen“.

Der Franken nun an den Euro gekoppelt – ist das der Anfang vom Ende des Schweizer Sonderwegs? Oder doch nur ein neuer, kurzer Griff zur Notbremse wie schon 1978, als vorübergehend ein Wechselkursziel gegenüber der D-Mark verordnet wurde? Die eidgenössischen Nationalbanker werden diesmal Beharrungsvermögen zu beweisen haben. Ende vergangener Woche schien ihr Plan fürs Erste aufzugehen – der Kurs pendelte sich tatsächlich bei 1,20 Franken ein.

Was wenig an der Stimmung in den Schweizer Grenzgebieten änderte. Auch nach dem Eingriff der Notenbanker schleppen Eidgenossen noch Kosmetikartikel und Rinderfilets als Schnäppchen aus deutschen Großmärkten heimwärts, kaufen Häuser am französischen Ufer des Genfer Sees und buchen günstigen Urlaub in Italien. Bleibt also die Republik der Eidgenossen ein Bollwerk gegen die aus der Euro-Zone anbrandende Gefahr?

Wer sich in diesen Tagen bei Bürgermeistern am Bodensee oder Politikern im Landesinneren umhört, wer Bunker der Schweizer Armee und Bergstationen am Matterhorn besucht, der begreift, dass die Stärken der Eidgenossen mit den Schwächen ihrer Nachbarn zu tun haben: Was in der Schweiz passiert, bildet die Zustände im Vereinten Europa ab – in umgekehrten Farbtönen. Wie ein Negativfilm.

Was zeichnet sie aus, die Eidgenossen? „Schweizer haben den Ruf“, sagt Christoph Oswald, „Wertvolles verlässlich zu schützen – Geld, Daten, Gold. Ja sogar den Papst.“

Oswald, flotter Auftritt, flottes Mundwerk, ist 55 Jahre alt und Miteigentümer der Firma Siag. Sie betreibt unter dem

Starker Franken...

Wert des Euro in Franken



2007 2008 2009 2010 2011

... gefährdet den Export ...

Anteil der Exporte* am Bruttoinlandsprodukt (BIP) in Prozent; Prognose 2011



* Waren und Dienstleistungen; Quelle: EU-Kommission

... und bremst das Wachstum

Prognostiziertes Wachstum der Schweizer Wirtschaft für 2011 und 2012





Wachmann im Bunker von „Swiss Fort Knox“: „Wir Schweizer wollen, werden und müssen nicht Teil dieser EU sein“

Namen „Swiss Fort Knox“ zwei Felsbunker im Berner Oberland, die – laut Eigenwerbung – Atombomben, Erdbeben und Sonnenstürmen trotzen.

Dorthin geht die Autofahrt an diesem Morgen. Vorbei am Fenster fliegt wie im Endlosfilm Postkartenlandschaft: Zuger und Vierwaldstätter See, Jungfrau-Massiv. „Dieses Land ist zu klein, um Probleme zu machen“, sagt Herr Oswald: „Aber nicht zu klein, um die Probleme anderer zu lösen – wir bieten Zukunft für jeden.“

Kunden aus der Euro-Zone wüssten das zu schätzen: „Die EU-Politiker sollen unser Land in Ruhe lassen und lieber schauen, dass ihnen ihr Projekt nicht ab-säuft“, spottet Oswald: „Wir Schweizer wollen, werden und müssen nicht Teil dieser EU sein – eines 27-Spänners, den nur noch ein Pferd zieht, das deutsche. Der Rest hängt im Geschirr oder liegt in der Kutsche.“ Er meint, allen voran, Griechen, Spanier, Italiener, Portugiesen.

Den Menschen, die in der Schweiz Schutz suchen vor deutschen Steuerfahndern, gilt sein Mitgefühl. Dass der Ex-Finanzminister und mögliche Kanzlerkandidat Peer Steinbrück Schweizern wie ihm wegen dieses Mitgefühls einst mit der Kavallerie gedroht habe, sei unvergessen: „Wir sind da wie die Schnecken – wenn du denen auf die Fühler klopfst, ziehen sie sich auch zurück, und zwar für länger“, sagt Herr Oswald, während er seinen Wagen vor dem Bunkereingang am Ortsrand von Gstaad parkt.

Was wird eingelagert im Stollensystem von Swiss Fort Knox? Das Gleiche wie drüben in Amsteg am Gotthard? Dort, wo heute in einem Bunker, der einst dem Bundesrat Zuflucht vor einer Nazi-Invasion bieten sollte, das Unternehmen „Swiss Gold Safe“ seine Dienste anbietet?

„Genauso gut wie mich nach Gold könnten Sie die israelische Armee nach der Atombombe fragen“, sagt vieldeutig Herr Oswald. Dann öffnet er eine dreieinhalb Tonnen schwere Tür im Fels, schlüpft durch eine Infrarotschleuse und führt hinein in sein Reich. Schier endlose Gänge hat die Schweizer Armee hier in den Felsen gesprengt. Jetzt führen an der Stollen-decke Leitungsstränge auf schwer gesicherte Räume zu, in denen Reihen schwarzer Schränke ihre Schätze bergen: „Sie sehen hier das Geld der Gegenwart, vor allem aber der Zukunft“, sagt Oswald.

Daten, Terabyte-Ladungen von Daten. Aus aller Welt. Aus allen Branchen. Gespeichertes Wissen, das nicht verloren gehen darf. „Den Euro wird es wahrscheinlich in fünf Jahren so nicht mehr geben“, sagt Oswald, „hier aber lagern Dinge, die tausendmal wertvoller sind als Geld.“

Wie zum Beweis zeigt der Manager im Vorbeigehen auf Safe A 1790, wo das „di-

gitale Genom“ unserer Zeit in einem unscheinbaren Koffer eingelagert ist – der Schlüssel zu Dateiformaten mit Verfallsdatum und zu den darauf gespeicherten Informationen. Wissenschaftler aus ganz Europa haben sie zusammengetragen.

Natürlich komme so ein Bunker auch für Anleger in Frage, ergänzt der Manager: Das Interesse an der Lagerung von Vermögenswerten außerhalb des Euro-Systems und fern von den Banken steige – weil selbst der Safe eines Geldinstituts im Fall einer Pleite kein sicherer Ort sei.

Auch der Ruf des Finanzplatzes Schweiz hat ja in letzter Zeit erkennbar gelitten. Das Bankengeheimnis ist unter dem Druck der USA wie der EU aufge-weicht worden. Erst vergangene Woche beugte sich Bern in Teilen einem neuen Ultimatum der amerikanischen Justiz-behörde wegen unversteuerter Kundenvermögen. Darüber hinaus hatten miliardenschwere Fehlspekulationen renommierter Schweizer Banken wie UBS und Crédit Suisse schon zuvor das Vertrauen von Anlegern erschüttert. „Schlimm, was diese Managertypen aus unserem Bankenplatz gemacht haben“, sagt Oswald: „ein Spielcasino mit Staatsgarantie.“

Die Schweizer allerdings wären nicht, was sie sind, fiele ihnen in größter Bedrängnis nicht noch ein Ausweg ein. Im Falle Swiss Fort Knox wurde der Armee ein Teil ihrer Bunker abgekauft, der andere Teil angemietet. Breitbandkabel unterqueren nun den Fels, Gletscherwasser speist die Kühlung für die Serverräume, und auf der einstigen Startbahn der Luftstreitkräfte landen nun die Partner im Bunkergeschäft. „Wenn irgendwo auf der Welt beim Kunden große Datenmengen

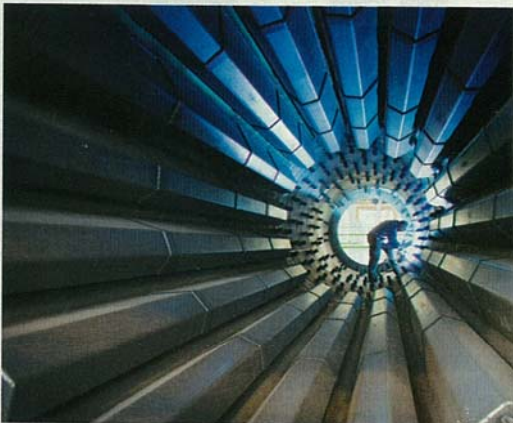
zerstört sind, haben wir hier die Kopie und müssen den Server sofort ausfliegen können.“ Armee und Zoll spielen mit, getreu dem Schweizer Modell, dass der Staat dem Bürger zu dienen habe, nicht umgekehrt.

„Warum sitzt unsere Firma im Kanton Zug, den die Deutschen Steuerparadies nennen?“, fragt Herr Oswald noch, be-

vor er in seine Limousine steigt. „Weil uns die Steuerbehörden da so behandeln, wie sich's gehört – wie Kunden. Das heißt: Bei angenehmer Steuerlast genießen wir besten Service.“

So empfinden es auch viele Deutsche. Wer vom Turm des Münsters im badi-schen Konstanz ostwärts schaut, der überblickt das Hinterland des Bodensees. Formel-1-Weltmeister Sebastian Vettel erholt sich dort, gleich hinter der Grenze in der Schweiz, auf seinem 14 000-Quadratmeter-Anwesen. Der ehemalige Tour-de-France-Sieger Jan Ullrich wohnt nahebei.

Auch manch anderer unter den mehr als 250 000 in der Schweiz registrierten Deutschen hat sich in dieser Gegend nie-



Asiatische Touristen am Matterhorn (o.), Arbeiter

dergelassen. In Kreuzlingen, der Zwillingsstadt von Konstanz, leben inzwischen 50,6 Prozent Ausländer, in ihrer Mehrzahl Deutsche.

Seit die Schweiz Ende 2008 dem Schengen-Gebiet beigetreten ist, herrscht Niederlassungsfreiheit. Die Grenzkontrollen beschränken sich auf sporadische Schleierfahndung durch Zöllner im Hinterland. Wer in Konstanz über die Grenze aufs Hotel Schweizerland mit seinem „Tanzbödeli“ in Kreuzlingen zuläuft, der kommt in ein Land, das nur der Papierform nach noch eine Insel im Meer der EU-Staaten ist.

Andererseits ist gerade hier zwischen Konstanz und Kreuzlingen zu spüren, wie groß die Kluft zwischen beiden Welten einst war. Nicht zuletzt, weil hier noch mit Stacheldraht gekrönte Reste des alten „Judenzauns“ zu sehen sind, der die unkontrollierte Passage aus Nazi-Deutschland in die neutrale Schweiz verhindern sollte. Auch den Hitler-Attentäter Georg Elser haben sie, kurz vor dem Grenzzaun, geschnappt und verhaftet. Eine Büste mit seinem Ausspruch „Ich habe den Krieg

„Schlimm, was diese Managertypen aus unserem Bankenplatz gemacht haben.“



in der Bau- und Uhrenindustrie: „Geist der Bauern, Reichtum der Städter“

verhindern wollen“ erinnert daran. Elser wurde 1945 in Dachau ermordet.

Heute prägen zwischen Konstanz und Kreuzlingen Nüchternheit und Erwerbs-sinn den Umgang der Nachbarn miteinander. Morgens überqueren erste Deutsche die Grenze nach Osten, darunter jene, die gegen Lohn in harten Franken bei der Mowag in Kreuzlingen Schützenpanzer bauen, für den militärischen Ernstfall in Saudi-Arabien oder Afghanistan.

In der Gegenrichtung setzen sich später die Schweizer in Bewegung. Ihr Ziel sind Drogerie- und Supermärkte in Konstanz, wo für Hautcremes die Hälfte und für Rindfleisch oft nur ein Drittel der Kreuzlinger Preise gelten. Dass einigen der Schweizer Nachbarn blankes Jagdfieber in den Augen steht, wenn sie Kosmetika und Konserven kofferraumweise verladen, ertragen die schlangestehenden Konstanzler mit badischem Gleichmut.

Wer kann schon etwas dafür, dass die kleine Welt am Bodensee von der Krise der großen Finanzwelt erschüttert worden ist? Bezogen auf den Umtauschkurs vom August lagen die Durchschnittslöhne

auf Schweizer Seite zuletzt um etwa 70 Prozent über den deutschen. Dafür sind die Preise auf deutscher Seite um mehr als die Hälfte niedriger. „Bei uns ist es so – der Händler leidet, der Normalbürger profitiert“, sagt Andreas Netzle, Stadt-amann von Kreuzlingen, was im Deutschen eine Art Gemeindevorsteher ist: „In Konstanz ist es umgekehrt.“

„Die Augen geöffnet“ habe ihm und vielen anderen die Währungskrise schon jetzt, erklärt Netzle. Viel Gier und wenig Mitgefühl mit den Leidtragenden der Turbulenzen sei da zutage gekommen.

Bei den Bürgern in der Fußgängerzone klingt das so: „Die Schweiz eine Insel der Seligen? Dass ich nicht lache“, sagt ein älterer Herr – „Wenn überhaupt, dann sind wir ein Archipel; nur sobald wirklich schweres Gewitter aufzieht, versammeln wir uns gemeinsam, am höchsten Punkt.“

Und doch, einiges hat sich auch in Kreuzlingen geändert, seit die bisher wenig preissensiblen Eidgenossen das heimische Angebot mit dem im Ausland vergleichen. Großhandelsketten korrigierten ihre Preise und Zwischenhändler ihre

Margen nach unten, stark subventionierte Gemüsebauern sind unter Druck geraten. Es ist, als sei eine lang verschlossene Tür aufgerissen und Frischluft ins eidgenössische System gepumpt worden.

„Bisher verkaufe ich den gleichen Salat hier in der Schweiz zweimal teurer als daheim“, sagt der Bauer Rainer Schächtle. Im deutschen Konstanz hat er sein Geschäft, dort lebt er auch. Felder und Treibhäuser aber liegen auf Schweizer Seite im Tägermoos.

Wenn ihm die Schweizer Kundschaft künftig seinen Salat nicht mehr abkaufe, sei er am Ende, sagt Schächtle. Allein sein Feldarbeiter schlage dank Schweizer Tarif mit 3150 Franken Lohnkosten monatlich zu Buche: „Mit deutschen Erzeugerpreisen überlebst du das nicht.“

Auch 296 Kilometer südwestlich von Kreuzlingen, am anderen Ende des Landes, ist die Bastion Schweiz bedroht. In Chancy, der französischen Grenze gegenüber, steht Robert Cramer und erklärt fröhlich: „Ich bin einer, der deutlich sagt, dass die Schweiz der EU beitreten muss.“

Cramer ist Ständerat, der erste Grüne in der Geschichte der kleinen Kammer des Parlaments; er ist ein unermüdlicher Vorkämpfer für eine weltoffene Schweiz.

Am Beispiel des Kantons Genf, der sich wie ein Raubtierschnabel ins französische Staatsgebiet bohrt, erklärt Cramer, was viele Eidgenossen nicht gern hören: dass es eine Lebenslüge sei zu glauben, man könne sich mit seinem Reichtum in naturnaher Idylle abschotten. „Der Geist der Schweiz ist ein Geist der Bauern“, sagt Cramer: „Der Reichtum der Schweiz aber kommt von den Städtern.“

Genf, die Stadt der Bankiers, der Uhrenfabrikanten und internationalen Organisationen, bebildert beispielhaft, wovon Cramer spricht: Die Metropole boomt, aber sie platzt auch aus allen Nähten. Es gibt weit mehr Arbeitsplätze als Wohnungen. 85 000 Grenzgänger pendeln täglich aus Frankreich in den Kanton.

In und um die Wohlstandsbastion Genf läuft das Leben momentan so: Viele, die es sich nicht mehr erlauben können, für eine Drei-Zimmer-Wohnung umgerechnet 3000 Euro zu zahlen, arbeiten weiterhin in der Stadt, suchen aber jenseits der Grenze in Frankreich für ein Drittel des Preises Unterschlupf.

Dabei besteht die Hälfte des Kantons Genf noch aus Agrarland und Wald. Doch für Neubauten mögen die Eingesessenen diesen grünen Gürtel nicht angreifen. Lieber leistet man sich eine Art Banlieue hinter der französischen Grenze – in Annemasse.

Jeden Morgen verlassen 8000 Arbeiter und Angestellte diese Stadt mit ihren gesichtslosen Wohn- und Mehrzweckbauten in Richtung Genf – das ist die Hälfte aller Erwerbstätigen. Genf überweist im Gegenzug acht Millionen Euro jährlich



Pendler auf dem Weg nach Genf: Das „Gesindel von Annemasse“

als Entschädigung nach Annemasse. Die Probleme der Grenzstadt sind damit nicht zu lindern: Durch die hohen Gehälter der Pendler sind Mieten und Lebenshaltungskosten dort unverhältnismäßig gestiegen.

„Eines unserer Altersheime ist nur zur Hälfte belegt, weil wir keine Pfleger mehr finden“, sagt Christian Dupessey, der Bürgermeister von Annemasse. Qualifizierte Kräfte wanderten ab in Scharen: „Ein Lehrer verdient bei uns 2300 Euro, deutlich weniger als ein Supermarkt-Kassierer in Genf. Allein in unserer Stadtverwaltung sind derzeit 70 Stellen unbesetzt.“

Gemeinsam mit dem Schweizer Ständerat Cramer und anderen Gesinnungsgenossen kämpft der Bürgermeister von Annemasse für grenzüberschreitendes Denken. „Es ist ein Missverständnis zu glauben“, sagt Dupessey, „dass man besser abschneidet, wenn man sich vor allem um sich selbst kümmert.“ Das Genfer Kantonsspital müsste augenblicklich schließen, sollten die französischen Pendler eines Tages in den Streik treten.

Der Verteilungskampf ist härter, der Ton rauer geworden im Großraum Genf. Die Schweizerische Volkspartei hat schon 2009 vor dem „Gesindel von Annemasse“ gewarnt, das demnächst mit dem Vorortzug im Zentrum Genfs eintreffen werde. Inzwischen haben die Schweizer Besitzstandswahrer aber noch ein weiteres Sprachrohr gefunden: Eric Stauffer, mit seiner Bewegung MCG drittstärkste Kraft im Kanton. Er hat zuletzt öffentlich beklagt, dass „Genf ein rechtsfreier Raum“ geworden sei, in dem „Schlägerbanden aus Frankreich“ nach Lust und Laune prügeln und einbrechen dürfen.

„Vergiss nie, was da draufsteht: ‚Ausländerausweis‘“ – ein Schweizer Zöllner habe ihm das unlängst unter die Nase gerieben, sagt der Franzose Tomy beim Feierabend-Bier im Viertel der Genfer Uhrenhersteller. Er nimmt die in jüngster Zeit deutlicher spürbare Missgunst nicht persönlich, er werde ja ausreichend dafür entschädigt, sagt er grinsend. Der Informatiker aus Annecy in Savoyen hatte mit Mitte dreißig beschlossen, für gutes Geld künftig in Genf Metall zu polieren, aus

dem sie dann bei Rolex und Patek Philippe Luxus-Chronometer machen.

Die Löhne in dieser Branche waren immer stattlich: 6500 Franken monatlich für Polierer, 12 000 Franken für Sertisseurs, die Edelsteinfasser. Doch je mehr der Franken zuletzt stieg, desto besser schnitten die Pendler aus der Euro-Zone ab. „Inzwischen habe ich vier Wohnungen in Frankreich, ein Boot und eine glückliche Familie“, sagt Tomy, lacht, bezahlt sein Bier und fährt zurück über die Grenze.

Wenn in diesen für Schweizer undurchsichtigen Zeiten einer den Überblick hat, dann muss es Jean-Marie Fuchs sein. Nur knapp unter dem Gipfel des Kleinen Matterhorns leitet er Europas höchstgelegenes Restaurant. Auf über 3800 Meter Höhe.

Streckt Fuchs die Nase zur Tür hinaus, hat er Großes Matterhorn, Montblanc und Monte Rosa vor Augen. Streckt er die Nase nicht hinaus, hat er neuerdings vor allem Asiaten vor sich. Friedliche, unkomplizierte Gäste, die sich vom Buffet Rösti oder Spaghetti holen, ehe sie im angegliederten Souvenir-Shop eine Plastikkuh oder ein Sackmesser mit Schweizerkreuz drauf erstehen.

Mit plus 33 Prozent bei den Übernachtungen führen die Inder die Liste der Aufsteiger im Schweizer Tourismusgeschäft an, knapp gefolgt von den Chinesen. In dem ansonsten bisher als „harzig“ verbuchten Geschäftsjahr 2011 zählt das umso mehr, weil Deutsche und Briten wegen des starken Franken nun fernbleiben.

Jene Touristen, die oben bei Jean-Marie Fuchs essen wollen, lösen in Zermatt ein Ticket für 98 Franken. Dann gondeln

sie hinauf und schreiten schließlich durch einen betonierte Schlund, der eigens unter den Gipfel des Kleinen Matterhorns gesprengt wurde, zum Restaurant. Erwogen wird, den Berg mittels einer Pyramide künstlich auf 4000 Meter aufzustocken. „Dass alle Gäste hierher, auf den höchsten Punkt wollen, ist klar“, sagt Fuchs.

Es gibt Tage, so der Wirt, da sei er pausenlos „mit der Sauerstoffflasche unterwegs, um Kunden zu retten“ – auf knapp 4000 Metern droht Höhenkoller. Fuchs ist keiner, der grundlos klagt. Eher der Prototyp des Pragmatikers, über den der Autor Thomas Küng einst schrieb: „Wenn die Schweizer die Alpen selbst gebaut hätten, wären sie bescheidener geraten. Da sie nun mal da sind, muss man das Beste daraus und darauf machen.“

Unten in Zermatt leben sie davon, die Skischule „Almrausch“ wie die Gastronom, die in ehemaligen Kuhställen Austern-Arrangements bieten. Tourismus ist für die Schweiz, die mit 2,8 Prozent Arbeitslosenquote und einer Staatsverschuldung von nur 36 Prozent des Bruttoinlandsprodukts zu den Musterknaben des Kontinents zählt, ein unentbehrlicher Einnahmequell.

Was aber wird, wenn Besucher aus der Euro-Zone weiter wegbleiben, die Asiaten aber schon weitergezogen sind? Wenn Gäste wie der Autohändler Teddy Lim aus Jakarta, der mit Gemahlin, drei Kindern und Oma im Gepäck jetzt unter dem Matterhorn steht, wieder wie früher nach Australien fliegen, statt 20 000 Dollar für eine Woche Schweiz zu bezahlen?

Auch die Nationalbank kann darauf keine Antwort geben, selbst nicht nach dem Befreiungsschlag vom vergangenen Dienstag, der als Abenteuer mit ungewissem Ausgang gilt. Niemand weiß, ob der nun errichtete Damm hält – oder ob Spekulanten jetzt erst recht in den Franken flüchten. Müssten die Notenbanker immer größere Mengen Franken drucken, um dem Ansturm standzuhalten, wäre eine Inflation unausweichlich.

Ohnehin ist ein Wechselkurs von 1,20 Franken je Euro für viele Firmen noch immer zu hoch – Unternehmer wie der Chef der Uhrenfirma Hublot, Jean-Claude Biver, haben bereits geäußert, ihre Produktion werde erst bei einem Kurs über 1,30 Franken wieder richtig profitabel. Aber: Liegt das Schicksal des Franken überhaupt noch in den Händen der Schweizer – sind sie nicht nur politisch, sondern auch ökonomisch unverändert souverän?

Die Zeit wird es zeigen. Für den Fall, dass die Euro-Zone doch noch Konkurs anmelden muss, der Franken aber überlebt, hätte sinngemäß Albert Einstein recht behalten, der einst sagte, er wisse, wo er sich im Falle des Weltuntergangs aufhalten wolle: „In der Schweiz. Dort geschieht alles etwas später.“

WALTER MAYR

